

Das Internet archivieren

Digitale Überlieferung als Voraussetzung zeithistorischer Forschungen

von Malte Thießen

Wir leben in digitalen Zeiten. Diese Feststellung mag trivial klingen, ist Digitalität doch für uns selbstverständlich. Auch in dieser Hinsicht war Corona im Übrigen ein Katalysator. Der Impuls der Pandemie für digitales Arbeiten und Kommunizieren ist kaum zu überschätzen. Wie stark der digitale Impuls der Pandemie nachwirkt, belegt die Erfolgsgeschichte eines lange Zeit totgesagten Mediums. Denn bis Anfang 2020 galten Videotelefonie oder Bildtelefon als Paradebeispiel für gescheiterte Innovationen. Seit Jahrzehnten konnte kein IT-Unternehmen mit dieser Technik auf dem Markt Fuß fassen. Menschen wollten beim Telefonieren schlichtweg nicht beobachtet werden oder auf Gestik und Mimik achten.¹ In der Pandemie verwandelten sich alte Mankos indes in neue Möglichkeiten. Videokonferenzen kompensierten das, was Maske und Kontaktbeschränkungen vermissen ließen: Mimik und Gestik, Gesichter und Körper. Innerhalb kurzer Zeit mauserten sich Videokonferenzen zum Kommunikationsstandard.² Voraussetzung für diesen späten Erfolg von Videokonferenzen war die digitale Transformation. Die rasante Verbreitung von Smartphones seit den 2010er-Jahren und die Etablierung einfacher Apps senkten bisherige Berührungängste auch unter älteren Generationen. Spätestens jetzt wurde Digitalität alltäglich.

Mittlerweile hat auch die zeithistorische Forschung diesen Befund verinnerlicht. Seit mehreren Jahren boomt die „Digitalgeschichte“,³ also Forschungen zur digitalen Transformation von Gesellschaften im 20. und 21. Jahrhundert. Schon für den deutschsprachigen Raum ist der Forschungsstand kaum noch zu überblicken. Veröffentlichungen von Andreas Rödder zu „21.0. Eine kurze Geschichte der Gegenwart“ oder Frank Bösch zu „Wegen in die digitale Gesellschaft“, wegweisende Studien von David Gugerli, Martina Hessler, Michael Homberg und Martin Schmitt sowie ganze Graduiertenkollegs stehen für den Boom der Digitalgeschichte. Bei Springer ist gerade eine neue Buchreihe zur „Geschichte des digitalen Zeitalters“ gestartet. Der erste Band von Ricky Wichum und Daniela Zetti zieht bereits eine Bilanz bisheriger Forschungen zur Geschichte der digitalen Transformation.⁴ Die Bedeutung von Digitalität für die historische Forschung ist umso größer, wenn man den etwas älteren Boom der „Digital Humanities“ berücksichtigt. Das Arbeiten mit Digitalisaten, Datenbanken und georeferenzierten Oberflächen eröffnet Historiker:innen seit langem neue Perspektiven. Quellen verwandeln sich so in „Big data“ mit neuen Möglichkeiten.⁵

Kurz gesagt ist Digitalität ein ganz normaler Untersuchungsgegenstand der Geschichtswissenschaft geworden. Für aktuelle Ansätze zur Archivierung des Internets klingt dieser Befund beruhigend. Denn die Relevanz der digita-

len Überlieferung scheint auf der Hand zu liegen. Leider ist die Sache ein wenig komplizierter.

Digitale Demenz einer analogen Zunft

Denn obwohl Digitalität als Grundlage unseres Lebens und Forschens unbestritten ist, haben viele Zeithistoriker:innen die digitale Transformation in all ihren Konsequenzen noch nicht verinnerlicht. Die digitale Transformation ist zwar mittlerweile ein anerkanntes Forschungsfeld. Auch haben die Digital Humanities anfängliche Berührungängste in den Geisteswissenschaften abgebaut. Allerdings tickt die zeithistorische Zunft nach wie vor ausgesprochen analog. Zunächst einmal werden digitale Quellen häufig wie andere Quellen auch behandelt. Der Mediävist Torsten Hiltmann hat das vor kurzem als Problem auf den Punkt gebracht: „Wir nutzen die digitalen Medien und das Internet nur als schnelleres, zugänglicheres Medium. Unsere Methoden im Umgang mit den so repräsentierten Quellen bleiben von dem Wandel jedoch weitgehend unberührt und entsprechen oft noch denen aus der Zeit des gedruckten Buches.“⁶

Noch dramatischer klingt der Befund, den der Archivar Frank Bischoff und der Historiker Kiran Klaus Patel formuliert haben. Sie konstatieren ein mangelhaftes „Problembewusstsein der Zeitgeschichte“ für den digitalen Wandel, der doch fundamentale Auswirkungen auf die Überlieferungslage habe. Zeithistoriker:innen kümmern sich demnach zu wenig um die digitale Überlieferung des 21. Jahrhunderts: „In der Quellenkritik als einem Kernbereich der Disziplin geht man heute allerdings auffallend sorglos mit jenen Veränderungen um, die das digitale Zeitalter mit sich bringt. [...] Im Kernland der Quellenkritik vollziehen sich jedoch tektonische Verschiebungen, an deren Gestaltung die (Zeit-)Geschichtsschrei-

1 Vgl. Martin Friebe/Jens Loenhoff/H. Walter Schmitz/Olaf A. Schulte, „Siehst Du mich?“ – „Hörst Du mich?“ – Videokonferenzen als Gegenstand kommunikationswissenschaftlicher Forschung, in: *kommunikation@gesellschaft* 4 (2003), Beitrag 1, S. 1.

2 Vgl. Malte Thießen, *Auf Abstand. Eine Gesellschaftsgeschichte der Coronapandemie*, Frankfurt/Main 2021, S. 154f.

3 Martin Schmitt/Julia Erdogan/Thomas Kasper/Janine Funke, *Digitalgeschichte Deutschlands. Ein Forschungsbericht*, in: *Technikgeschichte* 83 (2016), S. 33–70. Vgl. hier auch einen Überblick über die im Folgenden genannten Forschungsbeiträge zur Digitalgeschichte.

4 Ricky Wichum/Daniela Zetti (Hrsg.), *Zur Geschichte des digitalen Zeitalters*, Wiesbaden 2022.

5 Vgl. u. a. Martin Dröge, *Text Mining im Fach Geschichte in der Hochschullehre*, Frankfurt/Main 2020; Roman Bleier/Franz Fischer/Torsten Hiltmann/Gabriel Viehhauser-Mery/Georg Vogeler (Hrsg.), *Digitale Mediävistik*, Berlin/Boston 2019.

6 Torsten Hiltmann, *Daten, Daten, Daten ... Wie die Digitalisierung die historische Forschung verändert*, in: *VHD Journal* 9 (September 2020), S. 41–45, hier S. 43.

„bung bislang kaum beteiligt ist.“ Kurz gesagt warnen Bischoff und Patel davor, „was auf dem Spiel steht“, ⁷ wenn Zeithistoriker:innen nicht enger mit Archivar:innen zusammenarbeiten. Anderenfalls droht der Geschichtswissenschaft eine digitale Demenz, weil digitale Quellen des 21. Jahrhunderts entweder verloren gehen oder ohne ihren Kontext bzw. ohne benutzbare Oberflächen überliefert werden. Ausgerechnet im „digitalen Zeitalter“, in dem das Netz doch angeblich nichts mehr vergisst, wird Vergesslichkeit zu einem gewaltigen Problem.

Nicht nur für die zeithistorische Forschung, auch für Archive steht viel auf dem Spiel. Vor eineinhalb Jahren hat Fred van Kan vom Gelders Archief aktuelle Entwicklungen in der niederländischen Archivlandschaft aufgezeigt. Das Gelders Archief setzt demnach auf eine konsequente Online-Bereitstellung von Archivalien, die den Besuch im Archiv weitgehend überflüssig mache. Noch weiter geht das Konzept des „Archiving by Design“. Demnach müssten Datenbanken, z. B. von Behörden, in Zukunft gar nicht mehr von Archiven übernommen werden. Sie könnten vielmehr von den Behörden selbst online gestellt werden. Die Archive spielten dann nur noch eine „Nebenrolle“, um die „Zugänglichkeit online zu ermöglichen“. ⁸ Der Historiker Guido Koller hat solche Entwicklungen bereits vor einigen Jahren in seinem Band „Geschichte digital“ aufgegriffen und gemutmaßt, dass das Netz viele Archive für die Überlieferung des digitalen Zeitalters letztlich überflüssig mache. ⁹

Vier zeithistorische Perspektiven auf die digitale Überlieferung

Die Relevanz einer systematischen digitalen Überlieferung ist also mit Händen zu greifen. Und trotzdem stehen wir bei diesem Thema noch am Anfang. Historiker:innen arbeiten häufig ausgesprochen analog, sodass sie Impulse aus den Archiven benötigen, um Digitalität als Quelle ernster zu nehmen und digitale Quellen überhaupt nutzen zu können. Um diese Nutzung in Zukunft systematischer angehen zu können, benötigen die Archive wiederum Impulse aus der zeithistorischen Forschung, welche Quellen in welcher Überlieferungsform für eine Geschichte des digitalen Zeitalters benötigt werden.

Genau darum geht es in diesem Beitrag. Ich möchte einige Eindrücke aus der Forschungspraxis mit Webseiten und Social-Media-Angeboten präsentieren, um Potenziale und Perspektiven für die Überlieferung digitaler Quellen zu diskutieren. Ich konzentriere mich dabei auf vier Punkte, mit denen sich zugleich mein Beitrag gliedert. Erstens frage ich nach dem Zusammenhang von Content und Kontext und überlege, warum Archive für die Archivierung von Webseiten und Social Media wichtig sind. Zweitens spüre ich dem Problem einer Individualisierung digitaler Überlieferungen nach. Anschließend geht es drittens um die Bedeutung von Social Media als „Gegenüberlieferung“ und Quellen für alltägliche Aushandlungsprozesse. Am Ende meines Beitrags gehe ich auf Potenziale und Probleme von online-Archiven ein, die ich an der Rückkehr des Pertinenz-Prinzips festmachen möchte.

1. Content und Kontext

Für meinen ersten Punkt greife ich auf ein Beispiel für historische Forschungen zurück, die schon lange vor der digitalen Transformation eine Rolle spielten, nämlich stadtgeschichtliche Arbeiten zur Repräsentation bzw. Imagepolitik. Für Deutschland haben dazu insbesondere Studien von Katrin Minner, Sandra Schürmann, Adelheid von Saldern und Lu Seegers seit den 1990er-Jahren wichtige Ergebnisse erbracht. Sie machen deutlich, dass städtische Repräsentation sehr viel mehr meint als schöne Postkarten oder große Feste. Städtische Repräsentation ist darüber hinaus ein Aushandlungsprozess zwischen Stadtregierung, Verwaltung, Marketing und städtischer Öffentlichkeit. Bei diesen Aushandlungen geht es letztlich um Interessenkonflikte und urbane Selbstentwürfe. ¹⁰

Bislang waren die wichtigsten Quellen für Repräsentationsforschungen Programme oder Ansprachen, Touristische Werbung wie Broschüren, Stadtpläne oder eben Postkarten. Seit den 2000er-Jahren hat eine neue Quellenart Oberhand gewonnen: Webseiten von Städten und Kommunen. Diese Quellen weisen eine genuine Qualität auf. In ihnen verdichtet sich das Selbstbild einer Stadt in einem besonderen Maße, erfordern Webseiten doch eine radikale Reduktion urbaner Selbstentwürfe. Eine Webseite muss mit wenigen Bildern, Logo, Corporate Design und einzelnen Leitsätzen das Image einer ganzen Stadt konstruieren. Neben der Verdichtung von Images liegt ein weiteres Potenzial dieser Quelle in ihrer Vertiefung. Mit zahlreichen Unterseiten, Verlinkungen und weiterführenden Angeboten bieten Webseiten Vertiefungsebenen an, die sich als Schwerpunkte und Hierarchien städtischer Selbstentwürfe lesen lassen. Wie eine Webseite aufgebaut ist, welche Themen und Bereiche auf welchen Ebenen stehen, sagt also viel darüber aus, wie sich eine Stadt sehen (lassen) möchte. Webseiten sind somit nichts weniger als die digitale Visitenkarte einer Stadt.

Offizielle Webseiten von Städten und Kommunen sind aber nicht nur eine perfekte Quelle für die Analyse städtischer Selbstentwürfe. Sie bieten zugleich perfekte Vergleichsgrößen. Webseiten sind nämlich einerseits relativ streng normiert, z. B. durch Vorgaben zur Darstellung am Bildschirm und zu Einsatzmöglichkeiten spezifischer Medien. Andererseits sind Städte bei der konkreten Umsetzung ihrer Webseite vollkommen frei. Während man frü-

⁷ Frank M. Bischoff/Kiran Klaus Patel, Was auf dem Spiel steht. Über den Preis des Schweigens zwischen Geschichtswissenschaft und Archiven im digitalen Zeitalter, in: Zeithistorische Forschungen 17 (2020), S. 145–156.

⁸ Fred van Kan, Statement Gelders Archief, in: Archivpflege in Westfalen-Lippe 90 (2019), S. 2–3, hier S. 2.

⁹ Guido Koller, Geschichte digital. Historische Welten neu vermessen, Stuttgart 2016, S. 25 f.

¹⁰ Vgl. u. a. Katrin Minner, Was bleibt von der Stadt der Bürger? Stadtbilder in den Stadtjubiläen der Region Sachsen-Anhalt (1893–1961), Halle/Saale 2006; Sandra Schürmann, Dornröschen und König Bergbau. Kulturelle Urbanisierung und bürgerliche Repräsentation am Beispiel der Stadt Recklinghausen (1930–1960), Paderborn 2005; Adelheid von Saldern/Lu Seegers (Hrsg.), Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentation in drei deutschen Gesellschaften (1935–1975), Stuttgart 2005; vgl. als Überblick das Themenheft von Jochen Guckes/Sandra Schürmann (Hrsg.), Stadtbilder und Stadtrepräsentationen, Informationen zur modernen Stadtgeschichte (2005), Heft 1.

her das Marketing von Großstädten schwer mit dem von Kleinstädten vergleichen konnte, sorgen Webseiten für eine gewisse Egalität. Mit verhältnismäßig geringen Mitteln kann sich jede Stadt online präsentieren, was den Boom an Webseiten seit den späten 1990er-Jahren erklärt. Im Städtevergleich werden somit unterschiedliche Images, Repräsentationsformen und Schwerpunkte sichtbar: Webseiten eröffnen uns also Einblicke in urbane Selbstentwürfe sowohl in einer einmaligen Verdichtung als auch im Vergleich und damit in all ihrer Vielfalt.

Die digitalen Visitenkarten von Städten sind noch in anderer Hinsicht wichtige Quellen. Sie eröffnen uns Einblicke in die Dynamik und in den Wandel von Stadtimages. Wenn wir Webseiten im zeitlichen Verlauf, also von den späten 1990er-Jahren bis heute, betrachten, springt zunächst einmal der technische Wandel ins Auge. Die Veränderung von Webseiten während eines Zeitraums von nicht einmal 25 Jahren macht mit Händen greifbar, wie sehr sich Digitalität als Medium städtischer Repräsentation verändert hat. Noch wichtiger ist die Betrachtung von Webseiten im zeitlichen Verlauf, weil sie unseren Blick für städtische Images schärft. Zum einen stechen im zeitlichen Verlauf Kontinuitäten städtischer Repräsentation deutlich hervor. Die Beharrungskraft einzelner Slogans und Bilder macht sichtbar, was als Kernmarke einer Stadt gelten soll. Zum anderen werden Wandlungen des Stadtimages und der städtischen Kultur sichtbar. Im Gesamtüberblick über Webseiten wird beispielsweise deutlich, dass städtische Selbstdarstellungen seit den 2010er-Jahren diverser und weiblicher werden. Bürgerinitiativen für Menschen mit Migrationshintergrund tauchen erstmals auf der Startseite auf, Gleichstellungsfragen stehen mitunter im Header oder im Eröffnungs-Slider – und damit auch auf der städtischen Agenda ganz oben. Solche Veränderungen sind nicht beliebig. Denn was auf der Webseite, insbesondere auf der Startseite steht, hat den höchsten Repräsentationsgrad erreicht, den eine Stadt verleihen kann. Gerade, weil Webseiten extrem verdichten müssen, sind scheinbar kleine Dinge von erheblicher Tragweite für das urbane Selbstbild.

Das Potenzial dieser Quellen für die historische Forschung ist also gewaltig. Mit diesem Potenzial beginnen allerdings zugleich die Probleme. Denn die derzeitige Überlieferung von Webseiten setzt der eben skizzierten Quellenexegese enge Grenzen. Mit diesem Problem sind wir zugleich bei der Frage, welche Rolle die Archive beim Überliefern des Internets spielen könnten – und zum Teil bereits spielen, wie viele best-practice-Beispiele in diesem Heft eindrucksvoll demonstrieren.

Bislang können Historiker:innen Webseiten einem wunderbaren online-Archiv entnehmen – der „Wayback-Machine“¹¹. Diese Datenbank erstellt seit den späten 1990er-Jahren automatisch, meist im Abstand mehrerer Monate, Screenshots von Webseiten aus der ganzen Welt. Auf den ersten Blick könnte die Begeisterung nicht größer sein, scheinen wir hier doch eine perfekte Quellengrundlage (nicht nur) für zukünftige stadtgeschichtliche Forschun-

gen vorliegen zu haben. Die Euphorie verfliegt allerdings schnell, wenn man die Wayback-Machine genauer betrachtet. Zunächst einmal sind die Screenshots oft unvollständig. Bei vielen Webseiten sind beispielsweise Grafiken und Fotos nicht überliefert, z. T. ist sogar die gesamte Webseite zum Zeitpunkt der Speicherung „under construction“ und damit als Quelle unbrauchbar. Noch schwerer wiegt der Überlieferungsstatus der Quellen. Denn die vorliegenden Quellen sind einfache JPG-Grafiken, also keine nutzbaren Webseiten. Wir haben daher keine Möglichkeit, einzelne Punkte der Webseite genauer anzusehen, geschweige denn, auf Vertiefungsebenen zu gehen. Das Erkenntnispotenzial dieser digitalen Quelle ist also schnell erschöpft. Wir können an einem diachronen Vergleich zwar den Wandel städtischer Images in den Blick nehmen. Auch ein erster Vergleich zwischen zahlreichen Städten lässt sich auf dieser Grundlage relativ bequem angehen. Eine genauere Untersuchung des Wandels von Stadtimages ist mit dieser Überlieferung hingegen schwer möglich. Selbst eine Analyse des Impacts prägender zeithistorischer Ereignisse, im 21. Jahrhundert z. B. der Effekte der Bankenkrise, der „Flüchtlingskrise“ oder zuletzt der Corona-Pandemie, auf städtische Selbstbilder, ist auf Grundlage dieser Überlieferung kaum möglich. Der Historiker Malte Rehbein hat angesichts dieser Überlieferungssituation eine düstere Bilanz gezogen und sogar von „den dark ages des Internet“ gesprochen. Demzufolge werde eine systematische Entwicklung von online-Beständen nach wie vor kaum geleistet. Ausgerechnet im Zeitalter der Digitalisierung seien daher die „Möglichkeiten der wissenschaftlichen Nutzung [...] stark eingeschränkt“.¹²

Mit diesen Problemen bin ich bei der Rolle, die Archive spielen. Aus Sicht von Historiker:innen ist diese Rolle im Zeitalter der Digitalisierung nicht kleiner geworden, im Gegenteil: Archive sind für das Überliefern von Webseiten und Social Media wichtiger denn je – ja sie spielen geradezu eine Hauptrolle. Drei Gründe für diese tragende Rolle von Archiven bei der Digitalisierung des Internet möchte ich kurz darstellen.

1. Zunächst einmal stehen Archive für eine Qualitätssicherung bei der Archivierung von Webseiten. Eine Überlieferung lückenhafter oder defekter Webseiten kann so effektiver ausgeschlossen werden. Archive stehen also zunächst einmal dafür ein, dass sich mit digitalen Quellen ordentlich arbeiten lässt.
2. Darüber hinaus können Archive Webseiten zu ihrem Sammlungsprofil umfangreicher überliefern als internationale Datenbanken. So ließen sich zumindest ausgewählte Vertiefungsebenen von Webseiten dokumentieren, notfalls eben auch mit Screenshots. Im Idealfall könnten Archive Webseiten sogar nutzbar halten, also in ihrer Funktionalität überliefern. Die Deutschen Nationalbibliothek geht diesen Weg seit kurzer Zeit. Sie

¹¹ <https://archive.org/web/> [Stand: 22.02.2022, gilt ebenfalls für alle nachfolgenden Hinweise auf Internetquellen.]

¹² Katrina Jordan, DFG-Projekt Webarchive – Internet für die Nachwelt archivieren, 13.08.2018, <https://idw-online.de/de/news700566>.

arbeitet mit einem „Web-Harvester“, der meist im Abstand von einem halben Jahr Webseiten und Unterseiten spiegelt.¹³ Das kostet zwar erhebliche Software-Ressourcen, wenn man diese Überlieferung auf Dauer stellen möchte. Die Quellen sind daher bislang nur im Lesesaal der DNB und nicht online nutzbar. Einrichtungen wie die DNB und vor allem Archive bringen aber zumindest die Kompetenz mit, die Tiefe einer Webseite überhaupt als „überlieferungswürdig“ anzuerkennen. Erst eine solche Überlieferung auch von Vertiefungsebenen einer Webseite macht die „digitale Visitenkarte“ einer Stadt also zum Untersuchungsgegenstand.

3. Die wohl wichtigste Rolle von Archiven bei der Überlieferung des Digitalen ist allerdings eine ausgesprochen analoge Aufgabe: Archive können sehr viel besser als andere Einrichtungen den Kontext für den *content* bieten – und damit Webseiten einordnen. Denn egal, wie umfangreich eine Webseite überliefert ist und wie tief wir in ihre Struktur eindringen können – all diese Erkenntnisse bleiben oberflächlich ohne eine Einordnung in andere Quellen und Bestände, die wiederum nur Archive überliefern. Ich komme dafür noch einmal auf mein eben gezeigtes Beispiel von Forschungen zur Stadtrepräsentation im digitalen Zeitalter zurück. Zur Untersuchung von Webseiten als Quelle müssen wir für diese Forschungen weitere Bestände heranziehen, etwa des Stadtmarketings, die Überlieferung von Stadtratsprotokollen zur Einrichtung und Erweiterung digitaler Angebote oder kommunaler Medien- und IT-Stellen.

Webseiten fallen also nicht vom Himmel. Sie werden von Städten, Organisationen, staatlichen Einrichtungen, Unternehmen und Privatpersonen beauftragt – und zwar mit spezifischen Anforderungen, die in umfangreichen Ausschreibungen erläutert werden und uns somit Auskunft darüber geben, wie man sich im Netz repräsentieren möchte. Erst die Überlieferung von Webseiten durch Archive sowie deren Expertise für die Einordnung digitaler Quellen macht also das digitale Zeitalter für die zeithistorische Forschung nutzbar. Wenn wir Digitalität nicht nur als Illustration nutzen, sondern selbst zu einem Untersuchungsgegenstand machen und digitale Quellen analysieren wollen, dann benötigen wir die Kompetenz der Archive.

2. Zur Individualisierung und Illusion digitaler Überlieferung

Der „Strukturwandel“ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist eines der wichtigsten Untersuchungsfelder für zeithistorische Forschungen. Bei diesen Forschungen wird schnell nachvollziehbar, dass Narrative vom Strukturwandel wie das populäre „nach dem Boom“-Motiv viel zu grobschlüchtig sind, um den gesellschaftlichen Wandel von den 1970er-Jahren bis heute sichtbar zu machen. In seinem Buch „Jenseits von Kohle und Stahl“ hat der Historiker Lutz Raphael daher den Bedarf nach einer Differenzierung des

Strukturwandels hervorgehoben. Raphael präsentiert zahlreiche „Argumente für eine kleinteilige Kartierung europäischer Industrieregionen im Umbruch“. Erst dieser Zugriff auf Städte und Regionen erlaube es, „gleichermaßen grenzüberschreitenden Makroprozessen und regionalen oder gar lokalen Mikrostrukturen gerecht zu werden.“¹⁴

Tatsächlich macht der Vergleich unterschiedlicher Städte und Regionen deutlich, dass der Strukturwandel vor Ort sehr unterschiedliche Ausprägungen hat. Selbst in einem so begrenzten Raum wie dem Bundesland Nordrhein-Westfalen treten gegenläufige Entwicklungen des Strukturwandels hervor. Dem industriellen Niedergang in Teilen des Ruhrgebiets oder der Textilindustrie steht ein Boom mittelständischer Unternehmen, der Aufstieg des Dienstleistungsbereichs und vor allem von IT-Unternehmen z. B. im Osten NRWs – aber eben auch im scheinbar homogenen Ruhrgebiet – gegenüber. „Den“ Strukturwandel gab es also nicht, sondern ganz unterschiedliche Transformationen, die übrigens nach wie vor andauern.¹⁵

Vor diesem Hintergrund wächst der Heißhunger von Historiker:innen auf Quellen aus der Zeit von den 1970er-Jahren bis in unsere heutige Gegenwart. Und damit kommt einmal mehr die Archivierung des Internets ins Spiel, deren Probleme ich an einem kleinen Beispiel illustrieren möchte. Am LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte ist vor einigen Jahren der Forschungsschwerpunkt „Westfalen.70–20“ etabliert worden, in dem die jüngste Regionalgeschichte von den 1970er-Jahren bis in die 2020er-Jahre erforscht werden soll. In diesem Zusammenhang erkundet der Historiker Matthias Frese zurzeit u. a. den Strukturwandel in der Stadt Bocholt im äußersten Nordwesten NRWs. Im Frühjahr 2021 tat Frese auf der Webseite des Bocholter Stadtmarketings eine ergiebige Quelle zum Strukturwandel vor Ort auf: das Gutachten eines Beratungsunternehmens zur Innenstadtentwicklung in den Jahren 2017 bis 2021, das der Stadt als Beratungsgrundlage diente sowie eine öffentliche Diskussion in Bocholt anstieß. Im Juni 2021 zitierte der Kollege die Webseite mit dem Gutachten für einen Aufsatz in einem Sammelband – wie es sich gehört, natürlich in einer Fußnote mit Angabe des letzten Zugriffs auf die Webseite.¹⁶

Wenige Monate später erhielt Frese nach Redaktion seines Aufsatzes durch die Herausgeber des Sammelbandes eine irritierte Rückmeldung: Unter dem zitierten Link sei das Gutachten für die Jahre 2017 bis 2021 nicht zu finden, vielmehr stehe dort nun ein offenbar aktualisiertes Gutachten

¹³ Deutsche Nationalbibliothek, Webarchivierung, 16.12.2020, <https://www.dnb.de/webarchiv>.

¹⁴ Lutz Raphael, *Jenseits von Kohle und Stahl. Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom*, Berlin 2019, S. 477.

¹⁵ Vgl. als Überblick mit weiteren Literaturbelegen Malte Thießen, *Landesgeschichte als jüngste Zeitgeschichte. Programm und Perspektiven einer Geschichte der Gegenwart vor Ort*, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 70 (2020), S. 150–170, bes. S. 154–156.

¹⁶ Ich danke Matthias Frese für diese Reflexion digitaler Überlieferungsprobleme. Vgl. den hier genannten Aufsatz Matthias Frese, *Auf der Suche nach Attraktivität. Bocholt und der Tourismus, 1950 bis 2020*, in: Hans-Walther Schmuhl (Hrsg.), *Bocholt im 20. Jahrhundert, Bocholt 2022* (im Erscheinen).

bereit, das die Entwicklungen Bocholts für die Jahre 2021 bis 2025 skizziere. Das ältere, vom Kollegen zitierte Gutachten, war also nicht mehr verfügbar. Vor dem digitalen Zeitalter wäre das Problem wahrscheinlich schnell gelöst worden. Einschlägige Gutachten wurden früher zumindest in kleinen Stückzahlen gedruckt und zeitnah als „Graue Literatur“ in einschlägigen Bibliotheken aufgenommen. Von dort aus wanderten sie schnell in die Archive, wenn sie dort nicht ohnehin schon als Graue Literatur systematisch erfasst wurden. Im digitalen Zeitalter stellt sich die Sache anders dar. Das Internet vergisst manchmal relativ schnell und schafft letztlich auch die Graue Literatur ab, die seit Erfindung günstiger Druckverfahren Anfang des 20. Jahrhunderts eine zentrale Quelle für historische Forschungen darstellt.

Nun ist dieses Problem nicht ganz neu. Unter Historiker:innen haben sich mittlerweile zwei Lösungen etabliert. Eine erste Lösung habe ich eben genannt. Seit den 2000er-Jahren ist es bei wissenschaftlichen Publikationen üblich, bei der Zitation von Internet-Quellen das Datum des letzten Abrufes anzugeben. Mit dieser Angabe fühlen sich Historiker:innen auf der sicheren Seite. Sie haben schließlich einen korrekten Beleg angeführt und damit die üblichen wissenschaftlichen Standards eingehalten. Wenn wir uns heute allerdings Veröffentlichungen von vor wenigen Jahren ansehen und die in den Fußnoten genannten Links überprüfen, ist die Enttäuschung gemeinhin groß. Ein Großteil der zitierten Internet-Quellen ist heute nicht mehr auffindbar. Permalinks mit einer größeren Nachhaltigkeit bilden bislang immer noch eine Ausnahme. Die Angabe des letzten Abrufs mutiert damit zu einem Feigenblatt. Sie immunisiert Forschende zwar gegen Kritik fehlender Nachweise. Letztlich erzeugt die Angabe von Internetangeboten allerdings nur eine Illusion der Überlieferung.

Vor diesem Hintergrund tendieren immer mehr Zeithistoriker:innen dazu, sich für ihre Forschungen eine Art „digitales Privatarchiv“ aufzubauen und den content auf der eigenen Festplatte zu sichern. Das wäre die zweite Lösung gegen das Problem, dass das Internet verhältnismäßig oft verhältnismäßig schnell vergisst. Im Falle von PDFs mag diese Lösung sogar noch funktional sein, weil die Quelle in einem einheitlichen Dateiformat gespeichert wird und nicht so schnell geändert werden kann. Im Falle von digitalen Pressemeldungen oder Ankündigungen auf Webseiten ist das Problem bereits größer. Denn in diesem Fall lässt sich die Quelle meist nur „indirekt“ sichern, z. B. als Screenshot oder als Übertragung in ein anderes Dateiformat, meist in ein Word-Dokument. Besonders verbreitet ist die Überlieferung ‚auf eigene Faust‘ bei Social-Media-Angeboten wie Instagram, Facebook oder Twitter. Der Bedarf liegt ja auf der Hand. Der Nachrichtendienst Twitter beispielsweise hat heutzutage für öffentliche Debatten hohen Stellenwert. Von internationalen Organisationen über Bundesministerien bis hin zu kommunalen Behörden sind Tweets heutzutage der Modus, in dem schnell und breitenwirksam kommuniziert wird.

So schrieb ein kurzer Tweet des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF) vom 25. August 2015 Ge-

schichte. Bereits zeitgenössisch galt er als Wendepunkt der deutschen Migrationspolitik. Der Fernsehsender NTV beispielsweise brachte den Tweet kurz nach Veröffentlichung auf eine klare Botschaft und unters Volk: „Bundesamt kippt ‚Dublin‘“,¹⁷ Deutschland öffne quasi seine Grenzen. Für die anschließende Debatte zum Umgang mit Geflüchteten gab dieser Tweet wesentliche Impulse. Entsprechend häufig wird der Tweet heute in Forschungen zur Migrationsgeschichte herangezogen. Da Twitter seine Tweets bislang nicht unendlich speichert und nur Kontoninhaber:innen – in diesem Fall das BAMF – ein Archiv der eigenen Tweets beantragen können, bleibt die Frage offen, wie Historiker:innen in Zukunft mit solchen Quellen arbeiten sollen. Momentan können wir nur hoffen, dass entweder das Bundesamt geistesgegenwärtig oder das Bundesarchiv vorausschauend agiert, um eine Sicherung des Twitteraccounts voranzubringen.

Die Überlieferungslage des Internet ist sogar noch prekärer, weil Tweets oft sehr bewusst gelöscht werden. Die Löschung durch „Twitter“ wegen strafbarer Äußerungen ist das eine, noch häufiger sind allerdings Löschungen von Tweets durch ihre Urheber. Auch dazu ein kleines Beispiel aus aktuellen Forschungen. Seit vergangenen Jahr arbeiten Zeithistoriker:innen bereits die Geschichte der Coronapandemie auf.¹⁸ Sie richten ihr Augenmerk u. a. auf ein erschreckendes Phänomen, das von Februar bis Mai 2020 in ganz Europa zu beobachten war: die Stigmatisierung asiatisch aussehender Menschen als „Seuchenträger“. Auch in Deutschland gab es dafür zahlreiche Beispiele. Berühmt-berüchtigt wurde im Frühjahr 2020 der Tweet eines deutschen Abgeordneten, der das Stereotyp vom chinesischen Seuchenträger perfekt auf den Punkt brachte: „Ich wünschte mir, dass bestimmte Volksgruppen mal aufhören #Fledermäuse, #Gürteltiere, #Affenschädel und anderen Scheiß zu essen. Das war bei #SARS schon so und bei #Ebola und jetzt wieder ...“.¹⁹ Um die Anklage ganz unmissverständlich zu machen, zierte den Tweet am Ende ein Emotionssymbol mit zwei chinesischen Essstäbchen. Diese Quelle hat allerdings ein gravierendes Problem: Es gibt sie heute nicht mehr. Aufgrund starker Kritik auch aus der eigenen Partei löschte der Verfasser den Tweet relativ schnell, wie ich selbst jedoch erst beim Prüfen der Druckfahnen zu meinem Buch feststellte.²⁰ Mein Beleg war also unbrauchbar geworden, der Tweet nicht mehr vorhanden.

Im analogen Zeitalter wäre das Problem gar nicht erst entstanden. Die Äußerung eines Politikers in einer Tageszeitung oder in einer Parlamentsdebatte lässt sich nachträglich eben nicht so einfach löschen. In diesem Fall musste ich

17 NTV, Ausnahmen für flüchtende Syrer. Bundesamt kippt „Dublin“, 25.08.2015, <https://www.n-tv.de/politik/Bundesamt-kippt-Dublin-article15790871.html>.

18 Vgl. u. a. als gelungene Darstellungen Heiner Fangerau/Alfons Labisch, Pest und Corona. Pandemien in Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Freiburg/Breisgau 2020; Adam Tooze, Welt im Lockdown. Die globale Krise und ihre Folgen, München 2021.

19 Tweet von Peter Stein, 13.03.2020. Nach scharfer Kritik entschuldigte sich Stein für den Tweet und löschte ihn.

20 Siehe oben Anm. 2.

stattdessen Stunden recherchieren und andere Nutzer:innen nach dem Tweet anfragen, letztlich mit Erfolg: Eine Kollegin aus der Schweiz sandte mir den Screenshot des gelöschten Tweets zu, den ich seither auf meiner Festplatte hüte wie meinen Augapfel. Kurz gesagt erleben wir im digitalen Zeitalter eine Individualisierung der Überlieferung. Um sicher zu gehen, wandern digitale Inhalte immer häufiger auf die Festplatten der Forschenden. Diese Individualisierung ist jedoch ein Problem. Zum einen macht sie den Zugang zu Quellen abhängig von privaten Netzwerken. Zum anderen erhöht sie die Gefahr einer veränderten Überlieferung der Quellen.

Auch für das Problem der Individualisierung und der Illusion von Überlieferung sind Archive die Lösung. Sie mahnen Behörden und Ämter ja nicht nur beständig an die Abgabepflicht von Unterlagen. Darüber hinaus sind Archive auch so etwas wie ein digitales Gewissen für Verwaltungen und Verbände. Gerade weil Archivar:innen schon lange mit der digitalen Überlieferung sehr viel intensiver betraut sind als andere Einrichtungen, kann ihre Expertise als Weckruf dienen. In Zeiten, in denen die „graue Literatur“ zunehmend abgelöst wird von digitalen Dokumenten im Netz, können Archive das Problembewusstsein für die digitale Demenz erhöhen und systematische Archivierungen anstoßen. Ein solches Problembewusstsein ist heute notwendiger denn je: Denn das Vernichten von Quellen war noch nie so einfach wie im digitalen Zeitalter. Die Taste „Delete“ drückt sich schlichtweg schneller, als sich ein Keller voller Akten wegschmeißen lässt.

Initiativen gegen eine Individualisierung digitaler Überlieferung erfordern ein engeres Zusammengehen von Archiven und Geschichtswissenschaft. Wenn Archive als Schnittstellen digitaler Beratung und digitaler Überlieferung fungieren, dann müssen Historiker:innen sich enger mit Archiven austauschen als bisher – und zwar mitunter im eigentlichen Wortsinne: Ich kenne zumindest so manche private digitale Überlieferung, die die Sammlung von Archiven durchaus bereichern könnte.

3. Social Media als Gegenüberlieferung und alltägliche Aushandlung

Wichtig erscheint mir der Austausch zwischen Archiven und zeithistorischer Forschung insbesondere bei der Überlieferung von „Social Media“. Damit wäre ich bei meinem dritten Punkt, den ich zunächst an Forschungen zur Protestgeschichte konkretisieren möchte. Die Bedeutung von Social Media für Forschungen zur Protestgeschichte liegt zunächst einmal in der Form des Protestes selbst begründet. Denn Protestbewegungen, von den „Fridays for Future“-Demos über G20-Gegner bis zu Gruppen wie „Querdenken“ verstehen sich meist als Gegenöffentlichkeit auch gegen die „mainstream-Medien“.

Der Protest in Deutschland gegen Coronamaßnahmen und Impfprogramme in den Jahren 2020 bis 2022 beispielsweise ist ohne Social Media und Webseiten kaum nachzuvollziehen. In Deutschland konzipierten „Querdenker“ und „Demokratischer Widerstand“ – um zwei der wichtigsten Akteure der Proteste zu nennen – ihre Arbeit von Anfang

an digital: Auf Webseiten, YouTube, Instagram, Facebook etc. finden bzw. *finden* wir eine reichhaltige Überlieferung aktueller Proteste. Der Tempuswechsel im vorherigen Satz ist leider notwendig, weil ein Teil dieser Überlieferung mittlerweile schon verloren gegangen ist. Denn das social media-Angebot von „Querdenken“ und Impfgegnern wurde im Laufe der vergangenen Monate sukzessive eingestampft. Zuerst löschte YouTube alle Inhalte, später zogen Instagram und Facebook nach, selbst Telegram hat mittlerweile einige Inhalte von seiner Seite genommen.

Das Verschwinden der „Querdenker“ von den digitalen Plattformen ist ein besonders drastisches Beispiel für die Auswirkungen der digitalen Demenz. Es steht jedoch stellvertretend für ein Risiko, das sämtliche Forschungen zur jüngeren und jüngsten Zeitgeschichte tragen. Die digitale Überlieferung von Initiativen, Gruppen und Vereinigungen hat häufig eine erschreckend kurze Halbwertszeit, insbesondere im Falle kommunaler und regionaler Ereignisse. Während im analogen Zeitalter auch für solche Fälle ein Keller voller Akten die Überlieferungschance erhöhte, laufen digitale Dokumente sehr viel schneller in Gefahr, sang- und klanglos zu verschwinden.

Nun haben Archive meist Besseres zu tun, als sich auch noch um die Überlieferung von Vereinen und Initiativen zu kümmern. Gleichwohl gibt es gerade für kommunale und regionale Archive im digitalen Zeitalter Überlieferungen im Social-Media-Bereich, die dem eigenen Sammlungsschwerpunkt entsprechen. Social Media bildet ja nicht nur eine Gegenöffentlichkeit. Soziale Medien sind darüber hinaus ein Impuls für eine neue Schriftlichkeit. Tweets auf Twitter oder Posts auf Instagram und Facebook zu politischen Themen und Debatten haben eine genuine Qualität. Sie verwandeln den Stammtisch, das Straßengespräch, den spontanen Austausch beim Bäcker – und damit Äußerungen, die wir früher fast nie überliefert bekamen – in schriftliche Quellen. Im analogen Zeitalter brauchte es dafür noch sehr viel größeren Aufwand. Legendär sind z. B. die von Richard Evans gesammelten „Kneipengespräche im Kaiserreich“, die Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts die politische Polizei abhören und dokumentieren musste.²¹ Eine weitere beliebte Quellengattung waren bislang Leserbriefe in Zeitungen, die „Volkes Stimme“ zumindest ein wenig zu Gehör kommen lassen. Social Media öffnet uns demgegenüber neue Dimensionen der Schriftlichkeit. Soziale Medien sind daher ein Schlüssel, der uns alltägliche Aushandlungsprozesse besser als je zuvor aufschließt und für Forschungen nutzbar macht. Archive haben also die Möglichkeit, zumindest zu einschlägigen Bereichen ihres Sammelschwerpunkts systematisch nach Hashtags und Stichworten auf Twitter, Facebook, Instagram, TikTok usw. zu suchen, um alltägliche Aushandlungsprozesse für zukünftige Forschungen zu dokumentieren.

21 Vgl. Richard J. Evans, Kneipengespräche im Kaiserreich. Die Stimmungsberichte der Hamburger Politischen Polizei 1892–1914, Reinbek 1989.

4. Gegen den Rollback: Digitalität und Pertinenz

Digitalität macht vieles einfacher. Ein großartiges Beispiel ist z. B. ganz aktuell die Freischaltung des „Deutschen Zeitungsportals“ durch die Deutsche Digitale Bibliothek – ein Mammutprojekt mit unglaublichen Potenzialen für historische Forschungen. Ein weiteres Beispiel für die Potenziale digitaler Überlieferung ist die kooperative Sammlung des „International Internet Preservation Consortium“ (IIPC), an dem sich beispielsweise auch die „Deutsche Nationalbibliothek“ beteiligt. Nationalbibliothek und weitere Mitgliedsorganisationen des IIPC stellen – so die Selbstdarstellung der DNB, „Websites zu weltweit relevanten Themen wie zum Beispiel Klimawandel, Flüchtlingskrise, Corona-Pandemie und Ereignissen wie Europawahlen oder Olympische Spiele zusammen. So entsteht eine internationale Sicht auf tagesaktuelle Ereignisse und ihre Darstellung im Internet. Diese thematischen Sammlungen sind weltweit frei zugänglich.“²² Auch diese Sammlung digitaler Quellen ist für viele Forschungen zur jüngeren und jüngsten Zeitgeschichte nicht mehr wegzudenken. Viele Historiker:innen wünschen sich deshalb mehr solcher Projekte. Die digitale Überlieferung von Schwerpunktthemen spart ja ganz erheblich Recherche-Zeit sowie Reise- und Kopierkosten.

Ungeachtet all dieser Vorzüge wiegt ein Nachteil schwer. Denn digitale Quellensammlungen zu Schwerpunktthemen tragen letztlich eine Mitschuld am Comeback eines Konzepts, von dem wir uns eigentlich schon lange verabschiedet hatten: dem Pertinenz-Prinzip. Die Rückkehr dieses Prinzips scheint mir einen Wandel des geschichtswissenschaftlichen Arbeitens zu markieren, der von der Corona-Pandemie noch einmal befördert worden ist. An den Universitäten mussten sich während der Pandemie viele Lehrveranstaltungen für die Quellenarbeit auf online-Quellen fokussieren. Das fiel umso leichter, weil online-Angebote im Gegensatz zu gedruckten Quellen an Bibliotheken meist anschlussfähiger für aktuelle Fragestellungen erscheinen. Die Anschlussfähigkeit an aktuelle Fragestellungen ist aber auch ein Problem. Denn mit dem Fortgang des Forschungsstandes sehen online-Quellensammlungen relativ schnell relativ alt aus. Insbesondere die Nachhaltigkeit vieler Sammlungen zu Schwerpunktthemen bleibt wegen der Dynamik neuer Forschungsinteressen fraglich.

Archive sind also auch und gerade im digitalen Zeitalter umso bedeutsamere Einrichtungen, weil sie eine Quellenvielfalt und damit die Deutungsoffenheit zukünftiger historischer Forschungen garantieren. Ausgerechnet das Aufrechterhalten des doch schon lange etablierten Provenienzprinzips bildet also die wohl wichtigste Grundlage zur Archivierung des Internets. Damit sind Archive auch ein Appell für ein neues Denken von Überlieferung im digitalen Zeitalter. Das Provenienzprinzip sichert ja nicht nur das „Vetorecht der Quellen“, die mitunter ganz andere Erfahrungen bereithalten, als unsere vorschnellen Erwartungen vermuten lassen. Darüber hinaus stellt das Provenienzprinzip unseren eigenen „Sehepunkt“ in Frage und fordert uns dazu auf, Quellen zu sichten und mit Quellen zu arbeiten,

die nicht zu unseren Erwartungen passen – oder eben nicht zu unserer digitalen Bequemlichkeit.

Fazit

Am Beginn meines Beitrags stand eine schlichte Beobachtung: Wir leben in digitalen Zeiten. Digitalität ist für uns alle selbstverständlich und auch in der Forschung mittlerweile ganz normal: entweder als Untersuchungsgegenstand, also als Digitalgeschichte, oder als Methode des Arbeitens mit Digitalität, als Digital Humanities.

Diese Selbstverständlichkeit verleitet schnell zu der Annahme, dass im Grunde schon alle Fragen geklärt seien. Das Gegenteil ist der Fall, wie meine vier Perspektiven aus der zeithistorischen Forschung zeigen sollten. Digitalität schafft ein Überlieferungsproblem, das sich nicht zuletzt beim Thema Webseiten und Social Media bemerkbar macht. Das Problem besteht nicht nur darin, dass das Netz sehr schnell und sehr viel vergisst – mitunter sogar schneller und mehr als im analogen Zeitalter. Ein weiteres Problem besteht darin, dass digitale Überlieferung von uns ein neues Verständnis von Quellen sowie engere Kooperationen zwischen Archiven und Zeithistoriker:innen erfordert. Solche Kooperationen sind beispielsweise notwendig, um einer Individualisierung der digitalen Überlieferung und der Rückkehr des Pertinenzprinzips zu entgehen. Sie sind außerdem hilfreich, um digitale Quellen in ihren Kontext zu stellen und diese langfristig nutzbar zu machen. Außerdem eröffnen engere Kooperationen zwischen Archiven und Zeithistoriker:innen neue Einblicke in alltägliche Austauschprozesse von Gesellschaften, die beispielsweise in den sozialen Medien nachvollziehbar werden.

Und noch in ganz anderer Hinsicht birgt die Überlieferung von Webseiten und Social-Media-Potenziale. Die Archivierung des Internets eröffnet uns letztlich sogar Chancen, digitales Denken, also die Konzeption und Repräsentation von Wissen im digitalen Zeitalter, zu erkunden. Wenn wir digitale Quellen einordnen und mit anderen Beständen verbinden, also content und Kontext zusammendenken, bekommen wir vielleicht sogar Einblicke in das, das man „digitale Denkstile“ nennen könnte. Der Bedarf nach einer systematischen Archivierung von Webseiten und Social Media ist also nicht nur eine Folge des digitalen Wandels. Sie ist ebenso eine Voraussetzung dafür, dass wir die digitale Transformation unserer Gesellschaften besser nachvollziehen können. ■



Prof. Dr. Malte Thießen
LWL-Institut für Westfälische Regionalgeschichte,
Münster
malte.thiessen@lwl.org

²² Deutsche Nationalbibliothek, Benutzung digitaler Medien, 17.12.2020, <https://www.dnb.de/DE/Benutzung/Digital/benutzungDigital.html>.